

# Versunkene Heimat

Autor(en): **Duttli-Rutishauser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 32

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646812>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Versunkene Heimat

Von Maria Dutli-Rutishauser

Ein leuchtender Herbsttag führte mich im Schwyzertälchen über den Egelberg. Die Waldstatt lag im Frieden der Sonne und des Klosters. Glocken läuteten den Feierabend ein. Ein ganz altes vertrautes Bild war das. Doch nein, eines hat sich geändert! Es ist da zwischen Egel und Waldstatt ein Wasser geworden. See sagen sie ihm, aber es wird lange gehen, bis man sich an diesen neuen, gemachten See gewöhnt. Blau und schön lag er an jenem Tag. Die Hänge ringsum spiegelten sich darin und die Röhre weideten an den Ufern mit klingenden Schellen. Nichts schien mir recht zu geben, als ich dachte, es sei doch etwas Trauriges, wenn man ein ganzes Tal im Wasser ertränkt. Nein, die Wilerzeller-Buben jodelten vergnügt und die blondzopfigen Maitli saßen mit ihrer Rismete vor den neuen Häusern, lächelnd die Fremden ansehend, die ihren schönen See bewunderten. Fast wollte es mich dünken, es müsse denn doch ein leichtes Volk sein, das die alte Heimat so rasch vergessen habe. — Aber wie ich dann seitab vom neuen Dorfe durch die Wiesen ging, sah die alte Marie-Seppe am Hag und schlief. Ich kannte sie von früher — sie hatte Torf gestochen und ein paar Geißen gebirtet. Alt war sie in den zwei Jahren geworden, seit ich zum letzten Mal im Ried gewesen war. Die Marie-Seppe sah kaum auf, als ich sie weckte. Mechanisch sagte sie: „He jo — do uufe gohts.“ Und als ich lachte und sagte, ich wolle doch eben zu ihr, hob sie den runzeligen Kopf höher und fuhr sich mit der Hand über die spärlichen Haare. Nun habe sie gemeint, es sei wieder ein Fremdes, das den Weg erfragen wolle zum großen Biadukt. Es komme doch sonst niemand mehr wegen den Leuten, alles wolle nur den großen Gumpen Wasser anschauen.

Sie freute sich und lud mich zum Kaffee ein. Und als ich fragte, ob sie denn auch habe ausziehen müssen, deutete sie mit dem Stock hinauf: „Natürlich, dort oben haben sie mir einen Schluff zurecht gemacht.“

Bei ihrem Bruder hatte die Marie-Seppe ein Heim gefunden. Ein Stübchen, ganz neu, nur mit den alten Möbeln von früher, empfing mich. Der Blick geht hinunter auf den blauen Sighsee und darüber hinweg auf die Iberger-Alpen.

„Schön habt Ihr's aber da“, lobte ich. Ich wollte, ich hätte die Worte nicht gesagt. Das Weiblein, eben noch freundlich und gut, stieß den Stock nieder, daß es Spuren gab auf dem weißen, neuen Boden. Seine Stimme klang böse: „Warum kommt Ihr nun auch noch, mir das zu sagen? Ich hab' geglaubt, Ihr würdet mich noch am ehesten verstehen, wenn ich sagte, wie arm ich geworden bin, seit —. Aber Ihr redet wie die gescheiten Herren vom Wert, die in unsere Stube kommen und breit hinstehen: „Seht, was wir Euch geschenkt haben.“ — Schier abknien sollten wir vor ihnen, um zu danken, Junge gibt's genug, die das tun, die wissen eben nicht, was sie verloren haben.“

Ich mußte mich entschuldigen: „Aber Marie-Seppe, ich verstehe doch, daß Ihr ungern aus dem Hüttli gegangen seid, ich erträug's auch nicht leicht, wenn meines Vaters abbrennen würde.“

Die Alte schaute mich an — es lag ein Weh in ihren Augen: „Abbrennen, sagt Ihr! Ja, es hat einen gegeben, der sein Haus lieber anzünden wollte. Aber den haben sie gewarnt, er

solle das nicht denken, geschweige denn sagen. Ein Brandstifter bleibe eineswegs ein Brandstifter. Dann aber haben wir zusehen müssen, wie viele Häuser abgerissen und die andern, die ganz alten, langsam vom werdenden See verschlungen wurden. Hier in der neuen Stube bin ich gesessen und hab' Tag um Tag nichts anderes getan als geschaut, wie das Wasser gestiegen ist. Und wenn ich's auch tausendmal gehört habe, was für ein Segen das Stauwerk für das Land sei — ich sah doch immer nur mein Hüttlein und als dann noch das Dach aus dem See lugte, da meinte ich, ich müsse hinunter, dem Haus nach, das nun für alle Zeit versank. Es hat mir ins Herz geschnitten, wie mein Bruder am selbigen Abend sagte: „Nun wirst dann deine Ruh haben, alte Seppe, wenn du die Schindeln nicht mehr siehst.“ Bin ich den ganz einzig, die merkt, daß das mit dem Herzen zusammenhängt, das Heimathaben? Oder tun sie nur so, um sich selber zu trösten? Gewiß haben die meisten ein neues Haus, und gut Land dazu. Aber was nützt einen das, wenn man Heimweh hat nach dem Alten, das im See liegt? Schaut, ein abgebranntes Haus ist etwas ganz Trauriges. Nur kann man dort auf dem alten Platz ein neues Heim bauen. Und hier?“

Tränen liefen dem Weiblein über die Furchen der Wangen. Sie wehrte ihnen nicht. Ich folgte dem Blicke ihrer Augen. Ganz starr schaute sie auf den See, dorthin, wo sie ihr Hüttlein am Seegrund wußte.

„Dort stand es, nicht wahr, Marie-Seppe?“

Sie faßte nach meiner Hand. Ganz erregt war sie: „Ja, dort! Und wenn ich einmal nicht mehr bin, wer sagt's dann dem Weiredli und dem Marieli, wenn sie heimkommen? Sind drin geboren und groß geworden, die zwei. Sie haben den Vater verloren und daß ich sie nicht hab' halten können, war nicht meine Schuld. In Amerika sind sie schon viele Jahre, gar verheiratet und haben Kinder. Allemal auf Weihnachten hab' ich ihnen geschrieben, sie möchten heimkommen. Sie kommen schon, sobald sie das Geld beieinander haben. Und wenn ich es nicht mehr erlebe? Und sie dann dastehen vor dem großen See und rein nichts mehr finden vom Elternhaus? Glaubt Ihr nicht auch, daß ihnen so etwas das Herz abdrückt, sagt'?“

„Ja, schon, Marie-Seppe, aber wir zwei ändern da dran halt nichts mehr. Probiert's doch, die paar Jahre, die Ihr noch zu leben habt, Euch am Neuen zu freuen.“

Sie ließ meine Hand los.

„Ihr weicht mir aus — Ihr versteht mich halt doch nicht. Am End' ist's schon so, wie sie sagen, daß ich den Verstand verlier! Kann sein, aber dann war doch alles nur verlogen, wenn wir uns früher am Heimeet gefreut haben — erlogen die schönen Lieder, denn für uns war das Turbenloch die Heimat.“

Ich bin aus der tannenduftenden Stube gegangen und habe mich geschämt. Des Weibleins Worte (sie waren nicht ganz so, wie ich sie niederschrieb), trafen die viele Oberflächlichkeit und Heuchelei, mit der wir von Heimat fingen und sagen. Sie selber hat am tiefsten erfahren, was Liebe und Treue zum Heimatboden heißt — sie, die in Armut den Grund bebaut, über den heute eines Sees Wellen fluten.